Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Artikel: Henri Frédéric Amiel
Autor: Venner, Johannes Vincent
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571698

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mein damals wenig über sechs Jahre altes Töchterchen war eben aus der Schule heimgekommen. Ich saß in meinem Zimmer mit völlig gesunden Augen lesend und hörte die Kleine ins Nebenzimmer treten.

„Mutter," rief sie eifrig, „Mutter, ich habe ein Gedicht gemacht!"

„Du hast ein Gedicht gemacht, so sag's einmal!" war die lachende Antwort meiner Frau, und gespannt hinhorchend hörte ich des Kindes feierliche Stimme:

„Ein blinder Mann ist blind;
Gott kann machen, daß er wieder sieht!"

Das war das Gedicht! Meine Frau und ich, wir waren beide betroffen von dem Inhalt dieser Worte und mehr noch von dem Ernst und dem Nachdruck, den die sonst so übermütige Kleine hineingelegt hatte. Erst sprachen wir noch gelegentlich von dieser seltsamen Gefühlsäußerung unseres Kindes, dann dachten wir nicht mehr daran, auch dann nicht, als sich bei mir mehrere Jahre später das Augenleiden zu entwickeln begann.

„Ein blinder Mann ist blind!" Andern mochte die Selbstverständlichkeit dieser Worte nichts Besonderes sagen; denn nur er, der blinde Mann, weiß es, daß es nur ein Wort gibt, das alles zusammenfassen kann: das Ausgestoßensein aus dem reichen Leben der sichtbaren Welt, das grauenvolle Bewußtsein, erloschene, vielleicht jahrzehntelang vor dem Tode schon gebrochene Augen mit sich herumzutragen, und das Bitterste, kaum Auszudenkende, die Unmöglichkeit, je wieder auch nur einen kurzen Augenblick in klare liebe Augen sehen zu können! Nur ein Wort vermag das ganze Entsetzen in sich zu bergen: er ist nicht unglücklich, nicht einsam verlassen, nicht trostlos elend, der Blinde, er ist blind! Die ganze erbarmungslose Unerbittlichkeit der ersten Hälfte ihres Gedichtes mochte damals der Kleinen ohne klare Erkenntnis die Kindesseele schwer bedrückt haben; sie fühlte es, irgendwo mußte ein Ausweg zu finden sein, und so endete sie in fester Zuversicht aufatmend: „Gott kann machen, daß er wieder sieht!"

Immer noch waren draußen die Schritte der Auf- und Niedergehenden zu vernehmen; sie kümmerten mich nicht. Es war wohl dunkel geworden in meinem Zimmer; ich bemerkte es nicht. Mit geschlossenen Augen sah ich nach einem fernen Licht ...

Henri Frédéric Amiel.

Nachdruck verboten.

Ein biographischer Versuch mit Uebersetzungsproben*).

I. Biographisches.

„Tu n'as qu'un seul moyen d'avoir raison, soit mort." Der dies schrieb, Henri Frédéric Amiel, hängte damit, bewußt oder unbewußt, eine Schicksalstafel über sein eigenes Menschen- und Gestaltergeschick; denn wie wenig andere erfuhr er die Wahrheit dieser Maxime.

Der Genfer Philosophieprofessor Amiel ist keiner von den ganz Großen, er gehört nicht zur Phalanx jener gewaltigen Denker und Dichter, die unser enges Menschendasein mit Werken und Werten von Ewigkeitsdauer bereichert haben; aber er war ein stiller Dulder, ein ernster, guter und tapferer Mensch, dessen ganzes Leben ein Ringen und Kämpfen um Schöngestaltung, um höchste menschliche Gediegenheit war. In seiner Seele waren Befähigung und Wollen zum Größten und Höchsten in reichem Maße vorhanden; aber ein widriges Schicksal und eine unglückselige Veranlagung versperrten ihm den Weg zu freiestem Schaffen und zum Erfolg.

Wenigen wird heute der Name Amiel bekannt sein. Und doch verdient er diese Vergessenheit nicht. Er wurde am 27. September 1821 in Genf geboren. Seine Familie stammte ursprünglich aus dem Languedoc, von wo sie — als Bekenner des reformierten Glaubens — der Widerruf des Edikts von Nantes vertrieben hatte. Zuerst in Neuenburg, dann in der Waadt wohnhaft, erlangte der Großvater Amiels im Jahr 1790 in Genf das Bürgerrecht. Sie scheinen eine tüchtige Rasse gewesen zu sein; denn schon nach wenigen Jahrzehnten bringen es die Amiels in Genf zu großem Ansehen und Reichtum. Besonders der Vater unseres Dichter-Philosophen, Henri Amiel, war, wie aus Aufzeichnungen und Briefen des Sohnes her-

*) Zwei Bildnisse folgen in nächster Nummer. A. d. R.

vorgeht, eine tüchtige und tatkräftige Natur, während die Mutter, halb Neuenburgerin, halb Bernerin, eine überaus sensible, feinsinnige, warm empfindende und kultivierte Frau gewesen ist, deren Eigenschaften sich — besonders die Sensibilität — überreich auf ihren Aeltesten vererbt haben.

Im Alter von elf Jahren verliert der aufgeweckte, auffallend begabte Knabe die Mutter, die ihn mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit umgeben und den kleinen, wissensdurstigen Geist sorgfältig und voraussehend in die richtigen Bahnen gelenkt hatte. Kaum zwei Jahre später stirbt auch der Vater. Wie besonders der Verlust der Mutter auf ihn gewirkt haben muß, geht daraus hervor, daß er zwei Jahre vor seinem Tode noch sagte: „Wenn mein Vater am Leben geblieben wäre, hätte ich wahrscheinlich viel durch ihn zu leiden gehabt; aber Gott hätte mir meine Mutter lassen sollen: wie anders hätte sich mein Leben gestaltet!"

Von seinem dreizehnten bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahre verbleibt er im Hause seines Oheims und Vormundes Frédéric Amiel, dessen Frau und Töchter sich des liebebedürftigen Knaben hingebend annehmen. Erst siebzehnjährig bezog er die Genfer Akademie. Das Studium der Philosophie, Literatur, Geschichte, Medizin und der Theologie zog ihn gleichermaßen an. Eine Zeit lang hegte er sogar die Absicht, mit der sich die meisten Jünglinge tragen, nämlich zur Bühne zu gehen. Seine schon jetzt etwas schwankende Gesundheit nötigte ihn, diesen Plan endgültig aufzugeben. Von entscheidendem Einfluß auf den Gang seiner Studien waren die Vorlesungen Adolf Pictets über Aesthetik, die in ihm auch die Begeisterung für Italien erweckten. Denn bald darauf, im November 1842, verläßt er Genf und geht nach Italien, wo er während eines Aufenthaltes von neun Monaten fast alle berühmten Kunststätten besucht. Daß der aufnahmefähige und für alles Schöne leicht zu begeisternde Student reichen Gewinn aus dem Lande seiner Sehnsucht heimgebracht hat, ersieht man aus dem etwa sechzehn Jahre später veröffentlichten Gedichtbande „Penseroso", dem er ein am Mediceergrab geschriebenes Gedicht voranstellt. Wir finden darin den poetischen Niederschlag seiner italienischen Eindrücke:

„O songeur florentin que sculpta Michel-Ange,
Marbre méditatif du dernier Medici,
Qui sur ta tombe assis, et plein d'un rêve étrange,
Couves tant de pensées entre tes fiers sourcils!"

* * *

Im Frühjahr 1843 ist Amiel in Paris; er kann hier nicht heimisch werden und verläßt es nach einigen Wochen wieder. Zu Fuß durchquert er Frankreich, Belgien, zieht den Rhein hinauf und gelangt am 10. Oktober 1843 nach Heidelberg, wo er nun vorerst bleibt. Ein Jahr hindurch studiert er hier fleißig und macht sich rasch mit der deutschen Sprache vertraut. Mit Gervinus wird er bald eng befreundet. In Heidelberg beginnt für Amiel der wichtigste Teil seiner intellektuellen und seelischen Entwicklung. Hier und bald nachher in Berlin, wohin er Mitte Oktober 1844 übersiedelt, legt er den Grund zu seinem tiefen und universellen Wissen, hier empfindet er zuerst in heißblütiger Ergriffenheit den Drang seiner Seele nach Erkenntnis und ewiger Wahrheit. Er hat es später in Briefen und Tagebuchaufzeichnungen immer wieder betont, daß die Zeit, die er in Deutschland zugebracht hat, die glücklichste seines Lebens gewesen sei, die strahlendste Erinnerung, an der er bis zu seinem Ende zehrte.

Der große Anziehungspunkt Berlins war damals seine Universität: Männer wie Alexander von Humboldt, Jakob Grimm, Ranke, Savigny, Schelling und viele andere verliehen ihr einen seltenen Glanz; die Lehrer aller Disziplinen waren die großen Meister in ihrem Fach. Man kann sich vorstellen, welche Fülle von Eindrücken und Anregungen der junge, nach Wahrheit und Erkenntnis ringende Genfer empfangen haben muß. Hier wurde ihm die Beschäftigung mit der Wissenschaft, nach seinem eigenen Ausspruch, fast zur religiösen Uebung. Folgende Briefstelle, aus einem seiner — an einen Genfer Freund gerichteten — Briefe, ist für diese Stimmung bezeichnend: „Du kennst diese Augenblicke vollkommensten Einklanges und innerer Harmonie, wo Bewunderung und Verehrung alle Saiten der Seele in

Schwingung versetzen, wo man sich mit seinem innersten Wesen mit Gott und dem Weltall eins und in Uebereinstimmung findet. Diese Stunden, wo alles durchsichtig erscheint, wo man die ganze Schöpfung liebt und in Erkenntnis zittert, werden auch Dir nicht unbekannt sein. Wir haben es oft gesagt, höchstes Lebensbewußtsein zu fühlen, dies ist der Zweck und das vollkommenste Glück des Philosophen ... Nun denn, jetzt fühle ich dieses höchste Lebensbewußtsein." Und am 29. April 1849 schreibt er nachmals in sein Tagebuch: „Heute sind es sechs Jahre her, daß ich Genf für lange Zeit verließ. Welche Orte, Eindrücke, Dinge und Menschen sind an mir in dieser Zeit vorbeigezogen, in mich eingedrungen! Diese sieben letzten Jahre (1841/42 war er in Italien) waren die bedeutendsten meines Lebens; sie waren das Noviziat meines Verstandes, die Einweihung meiner Seele zum Dasein." In Berlin verlebte Amiel, wie er es zu benennen pflegte, seine intellektuelle Phase; hier eröffnete sich ihm die Welt der Wissenschaften, der philosophischen Spekulation, hier verwirklichten sich ihm die Ideale und Hoffnungen seiner jungen Jahre. Noch in hohem Alter ergriff ihn die Erinnerung daran, welch erhabene Weihestimmung ihn jeweils umhüllt habe, wenn er vor Tageslicht aufgestanden, die Arbeitslampe angezündet habe und an seinen Arbeitstisch getreten sei, wie man vor einem Altar niederkniet. Lesend, schreibend und philosophierend habe er vor seinen gesammelten Gedanken die Jahrhunderte vorüberziehen, den Raum sich weiten und das Unendliche sich öffnen sehen.

Vier Jahre währt diese glückliche Zeit; dann verläßt er Berlin, um in Tübingen sein Doktorexamen zu machen. Von hier rufen ihn die Freunde nach Genf zurück. Dort hatte die radikale Bewegung von 1846 eine ganze Reihe von Lehrkanzeln an der Akademie freigemacht, und Amiel bewarb sich — nicht leichten Herzens und nur auf dringende Bitten seiner Familie und Freunde hin — um den Lehrstuhl für Aesthetik. Er wird berufen, ist nun mit 26 Jahren Professor, soll zeigen, wer er ist und was er kann, und vermag doch seines Erfolges nicht froh zu werden. Als Universitätslehrer hinterläßt er bei seinen Hörern keinen starken, unmittelbaren Eindruck: ihm ist Zeit seines Lebens eine gewisse Furchtsamkeit eigen, die ihn hindert, ganz aus sich herauszugehen, eine Keuschheit des Geistes, die sich scheut, das Letzte, Innerste und Beste zu enthüllen, und die ihn nicht nur um die Wirkung seines Lehramtes, sondern in weit höherem Maße noch um die Wirkung seines literarischen Schaffens bringen.

Von dem Augenblick an, wo Amiel seine Professur in Genf antritt, bis zu seinem am 11. Mai 1881 erfolgten Tod fließt sein Leben ohne äußere Zwischenfälle dahin; er verläßt auch Genf nur noch zu kurzen Ferienfahrten. Umso reicher an Zwischenfällen muß aber in diesen drei Jahrzehnten sein inneres Leben gewesen sein. Schon als ganz junger Student hatte er angefangen Verse zu schreiben; manch hübsches, ja sogar ergreifendes und formvollendetes Gedicht ist ihm gelungen. Aber auch hier vernichtet er sich selbst Wirkung und Erfolg durch seinen Hang zur Analyse, durch seine Furchtsamkeit, welche die Gestaltungskraft und sein Genie in ihm niederzwangen, durch die selbstquälerische Sucht, jede für die Oeffentlichkeit bestimmte Zeile in all ihren Einzelheiten auf den Eindruck hin zu prüfen, den sie auf seine unbekannten Leser machen werde. Er litt geradezu an einer Hypertrophie des Verantwortlichkeitsgefühls und gewiß auch der Reflexion. Dies ist der Grund, weshalb keines seiner Gedichtbücher über den Kreis der nächsten Freunde hinaus bekannt wurde. Aber nebenbei laborierte er auch an Willensentartung: er mochte wohl vielerlei gewollt haben; aber gerade weil seine Interessen zu vielseitig waren, zerrann ihm alles Wollen in Nichts.

Weder „Grains de mil" (1854) noch „Penseroso" (1858), in denen hübsche Verse und nachdenksame, tiefgefühlte Maximen enthalten sind, hatten irgendwelche Wirkung. Amiel litt schwer unter diesen Mißerfolgen. Besonders von „Penseroso" hatte er sich einige Wirkung versprochen, und er gibt seiner getäuschten Hoffnung in einer Tagebuchaufzeichnung vom 19. Juli 1858 bittern Ausdruck: „Heute haben mich Sehnsucht nach Glück und die Manen der Erinnerung tief inner-

lichst ergriffen. Mein altes Ich, meine deutschen Träume, Herzenstrubel und die Kämpfe der Seele sind mit ungestümer Kraft erwacht. Wie ein frostiger Hauch kam die Furcht über mich, meine Bestimmung verfehlt, mein wahres Wesen erstickt, mich bei lebendigem Leibe begraben zu haben ... Was vermochte diesen Sturm zu entfesseln? Einzig die Lektüre der Revue germanique; die Artikel ... erweckten in mir alte, liebe Erinnerungen, ließen mich zehn verlorene Jahre vergessen und erinnerten mich wieder an meine Universitätszeit. Ich war nahe daran, meinen Genfer Plunder hinzuwerfen und mit dem Wanderstab in der Hand irgendein Land zu suchen, arm, aber lebensvoll, jung, begeisterungsfähig und voll Feuer und Glauben."

Vergebens bemühen sich seine Freunde, vorab Edmond Scherer, der geistvolle Kritiker des Temps, Amiel auf seine Schwächen aufmerksam zu machen und seine Begabung in die richtigen Bahnen zu lenken. Im Jahre 1861 schreibt ihm Scherer: „... Wie oft haben wir uns gefragt, wie es nur möglich sei, daß Sie, der begabteste und gebildetste von uns allen, der geistreichste und ingenieuseste, mit Ihrer vortrefflichen Feder noch nichts Bedeutendes hervorgebracht haben. Wenn Sie etwas publizierten oder uns einige neue Verse vorlasen, haben wir gewiß applaudiert, aber nicht mit aufrichtiger Begeisterung. Und wissen Sie warum? Weil wir das Gefühl hatten, daß Sie in all diesen Produktionen weit hinter Ihren Fähigkeiten zurückgeblieben sind, so, wie wir sie kannten. ..." Amiel selbst sah seine Mängel wohl ein, besaß aber nicht die Kraft, ja nicht einmal den Mut, sie zu beheben. Aus welchem Grunde, habe ich vorstehend zu erklären versucht.

Es erübrigt sich, seine Uebersetzungen aus fremden Dichtungen, die er in dem Bande „Les Etrangères" gesammelt herausgab, und den Gedichtband „Jour à jour", mit dem er kurz vor seinem Tode den ersten Achtungserfolg errang, mehr als namentlich anzuführen. Nicht die poetischen Versuche haben den Namen des Genfer Philosophieprofessors vor Vergessenheit gerettet, sondern ein lebendiges Werk, an dem er mehr als drei Jahrzehnte ununterbrochen arbeitete: seine Tagebücher!

Von Amiels Tagebuch war vorstehend schon wiederholt die Rede. Er hatte bereits in Berlin angefangen, sich täglich über alle Gedanken, Gefühle und Eindrücke, die ihn beschäftigten, Rechenschaft abzulegen. Er setzte diese Gewohnheit auch in Genf fort und führte ein Tagebuch, sein „Journal intime" *), bis wenige Tage vor seinem Tod fort. Das Manuskript, das nach und nach auf 16,900 Seiten angeschwollen ist, findet sich heute in der Genfer Stadtbibliothek und ist erst in seinem kleinsten Teil der Oeffentlichkeit zugänglich.

In seinem Tagebuch lernen wir Amiel von einer ganz andern Seite kennen als bisher. Wir begreifen nun auf einmal, daß dieses Leben, in den Augen seiner weitern Zeitgenossen durch die ständigen Mißerfolge etwas lächerlich geworden, im Grund ein tief tragisches gewesen ist: ein furchtbares Ringen nach Erkenntnis, nach Klarheit über sich selbst. Das lebendige Zeugnis dafür haben wir in diesem gewaltigen Bekenntnisbuch, das wirklich — um ein arg mißbrauchtes Wort wieder einmal in seinem tiefsten Sinn anzuwenden — mit dem Herzblut geschrieben ist, das in seiner Großzügigkeit mit den „Bekenntnissen" des Heiligen Augustin oder mit Rousseaus „Confessions" vergleichbar ist. Hier lernen wir Amiel endlich als einen Künstler von Gottes Gnaden kennen; hier, wo er nur für sich allein schreibt, ohne jeden Hintergedanken an den Leser, vermag er die unergründlichen Tiefen seiner Seele zu erschließen. Seine Sprache bekommt einen ungeahnten Schwung, einen plastischen Reichtum, eine Farbenpracht und Gedrungenheit der Bilder, eine Klarheit, die das Höchste, Gewaltigste und Erhabenste ebenso glücklich auszudrücken vermag wie die leiseste und fernste, dunkelste und unfaßbarste Regung der Seele. Der Dichter Amiel schwelgt darin in Seelenergüssen voll poetischer Macht und Schönheit, der Philosoph sucht in prachtvoller Dialektik sein Ich, die Welt, Ziel und Zweck des Daseins zu ergründen, der Mystiker trachtet der Gottheit im-

*) „Fragments d'un Journal Intime", 2 Bände. Genf 1882.

mer näher zu kommen; aber inniger, wahrer und unmittelbarer noch als den Dichter, Philosophen und Mystiker spüren wir aus jeder Zeile heraus den Menschen Amiel, diesen herrlichen, tapfern und guten Menschen, diesen versonnenen Träumer und stillen Dulder. Wie vielgestaltet und reich Amiels Persönlichkeit war, davon gibt uns erst sein Tagebuch Aufschluß.

Am besten ist es, wir lassen Amiel selbst in seinen eigenen Worten zu uns sprechen. Wer ihn einmal gefunden hat, dem bleibt er ein teurer Freund.

II. Aus Amiels Tagebuch.

Berlin, 16. Juli 1848. Nur eines tut not: Gott besitzen. Alle Sinne, alle Kräfte der Seele und des Verstandes, alle äußern Quellen sind ebensoviel Wege zu Gott, ebensoviele Möglichkeiten Gott zu spüren und zu verehren. Man muß wissen, sich von allem loszusagen, was man verlieren kann, sich allein dem Ewigen und Unendlichen hinzugeben ...

(Genf) 3. Mai 1849. Du hast niemals die innere Zuversicht des Genies verspürt, weder das Vorgefühl des Ruhmes noch des Glücks. Gleichgültigkeit und absolutes Mißtrauen der Zukunft gegenüber sind zweifelsohne für dich typisch. Was du träumst, ist zerflossen und unbestimmt; du solltest nicht leben, denn du bist dazu kaum fähig ... Ermanne dich! Laß die Lebenden leben und sammle deine Gedanken, mache das Testament deines Denkens und deines Herzens: das ist das Nützlichste, was du tun kannst. Entsage dir selbst und nimm den Kelch mit seinem Honig und seiner Galle. Laß Gott in dich herabsteigen, laß dich von ihm erfüllen, mache aus deiner Seele einen Tempel des heiligen Geistes, vollbringe gute Werke und mache die andern glücklich — und besser.

3. Juni 1849. Das Wetter ist herrlich frisch und rein. Ich mache lange Spaziergänge. Den Hagedorn und die Heckenrose habe ich im Blühen überrascht. Unbestimmbare und heilsame Wohlgerüche wehen von den Feldern. Die Voirons sind umsäumt von einem Rand hellen Nebels, und der Salève ist in ein Kleid von Samt gehüllt. Auf den Feldern wird gearbeitet. Ich begegne zwei Eselein, von denen das eine an einer saftigen Berberitzenhecke nascht; dann drei Kindlein ... Ich hatte ein übermäßiges Verlangen, sie zu küssen. Die Ruhe genießen, den Frieden der Felder, das schöne Wetter, die Bequemlichkeit, meine Augen über duftende Wiesen und ausgedehnte Obstgärten schicken, das Leben über dem Gras und in den Bäumen singen hören, so leise glücklich sein, ist es nicht zu viel? Ich will es genießen, ohne dem Himmel seine Güte vorzuhalten, mit Dankbarkeit genießen. Die schweren Tage kommen früh und zahlreich genug. Mir fehlt das Vorgefühl des Glücks. Umso wacher will ich die Gegenwart genießen. Du, Natur, lache mir, verschleiere mir meine Traurigkeit und die der andern, verbirg unter deinem Königsmantel alle Nöte.

1. Oktober 1849. Am gestrigen Sonntag habe ich das ganze Johannis-Evangelium wieder gelesen und Auszüge gemacht, und meine Ansicht wurde bestärkt, daß man, was die Schilderung der Persönlichkeit Jesu anbelangt, nur ihm Glauben schenken soll, um das wahre Gesicht des Gründers unter den hundertfältigen Verzerrungen, in denen es uns übermittelt wird, wiederzufinden. Ein leuchtender und himmlischer Strahl, mitten unter die Menschen geworfen, ist Christus Wort wie die Farben im Regenbogen gebrochen und in tausend Richtungen zerstreut worden. Die historische Aufgabe des Christentums ist es, von Jahrhundert zu Jahrhundert eine neue Metamorphose durchzumachen, seine Einsicht von Christus und der ewigen Seligkeit immer mehr zu vergeistigen. Ich bin erschreckt ob der Kasuistik und dem Formalismus, der in ihm herrscht, neunzehn Jahrhunderte, nachdem der Erlöser ausgerufen hat, der Buchstabe sei es, der töte! Die neue Religion ist so tief, daß sie jetzt noch nicht verstanden wird und den meisten Christen als Gotteslästerung erscheint. Die Persönlichkeit Christus ist der Mittelpunkt dieser Offenbarung. Offenbarung, Erlösung, ewiges Leben, Gottheit, Menschheit, Versöhnung, Fleischwerdung, Weltgericht, Satan, Himmel, Hölle, alles das ist materialisiert, verdichtet und hat die seltsame Ironie an sich, einen tiefen Sinn zu haben... Wenn das Christentum über den Pantheismus triumphieren will, muß es ihn absorbieren. Für die Kleinmütigen

von heute wäre Jesus von unchristlichem Pantheismus irregeleitet; denn er hat das biblische Wort bekräftigt: Ihr seid gottgleich! Ebenso der heilige Paulus, der uns sagt, daß wir das Geschlecht Gottes seien — — — — — — — — — —

Der Heroismus ist der strahlende Triumph der Seele über das Fleisch oder vielmehr über die Furcht: die Furcht vor Armut, Leiden, Verleumdung, Krankheit, Einsamkeit und dem Tod. Es gibt keine wahre Frömmigkeit ohne Heroismus. Der glorreichste und leuchtendste Inbegriff alles Mutes heißt: Heroismus.

20. März 1853. Der Schlaf ist das Mysterium des Lebens. Schlafen heißt, seine Emotionen durchsieben, seinen Schlamm ablegen, seine Seele beruhigen, sein Fieber heilen, in den Schoß der mütterlichen Natur zurückkehren und sich wieder gut und stark machen. Der Schlaf ist eine Art Unschuld und Reinigung. Gesegnet sei der, der ihn der armen Menschheit als treuen Gefährten, als täglichen Versöhner und Tröster gegeben hat.

Die Nacht ist die Mutter der Welt. Alles, was ist, kommt von ihr, und in ihren Lenden sind die Keime alles Zukünftigen eingeschlossen. Unterhalb der sichtbaren und offenkundigen Welt, in der die wirklichen Wesen in Freude und Leid das erregende Drama ihres Schicksals agieren, bewegt sich lautlos eine andere Welt, die von keiner Sonne erleuchtet und durchstrahlt wird. Du dunkler, unheimlicher, tiefer und unendlicher Abgrund: unzählbar wuchern in dir die Nachtgeschöpfe, die blinden und zitternden Wesen, die in heißem Drange um Form und Wirklichkeit ringen und denen sich, ihrem Gesetze gemäß, erst dann die Pforten des dunkeln Reiches öffnen, die erst dann das ersehnte Licht erschauen und leben dürfen, wenn sie lange genug im finstern Schoß des Chaos geruht haben. Dieses trauernde unterirdische Gebiet, dieses Reich der Erwartung und der Seufzer ist der Vorhof der Natur; alles, was nach Dasein ringt, muß diese Probezeit, dieses Noviziat im Vorhof der Natur durchmachen: es ist die Fötalzeit jedes Wesens. So ist die Nacht die erste Wiege des Daseins. Betrachte die Pflanze: sorgfältig verbirgt sie alle Geheimnisse ihrer Jugend in der Nacht des Erdreichs. Siehe das Tier: in der Finsternis des mütterlichen Leibes bereitet es sich lange Zeit vor, das Licht zu ertragen. Begreife auch du dieses Gesetz und schaffe dir Gewinn daraus.

Laß auch dem Mysterium seinen Anteil; durchfurche nicht immer deine Seele mit der Pflugschar des Verstandes, sondern bewahre in dir ein kleines Ackerstück für die vom Winde zugetragenen Samenkörner, und den dahinziehenden Vögeln des Himmels halte ein schattiges Eckchen bereit. Auch dem Gast, den du nicht erwartest, errichte eine Ruhstatt in deinem Herzen und einen Altar dem unbekannten Gott. Wenn in deiner Laube ein Vogel singt, eile nicht hinzu, ihn zu fangen, und wenn du auf dem Grund deines Wesens etwas Neues erwachen fühlst, einen Gedanken oder ein Gefühl, so schrecke es weder mit Licht noch mit Blicken, sondern beschütze den werdenden Teil mit Vergessen, umgib ihn mit Ruhe, kürze seine Nacht nicht ab, erlaub ihm, Gestalt anzunehmen, zu wachsen, und plaudere dein Glück nicht vorzeitig aus. Die heiligste Schöpfung der Natur, genannt Empfängnis, sei unter dem dreifachen Schleier der Keuschheit, des Schweigens und der Nacht verborgen. Sei schweigsam und lerne hören. Wisse, daß die eifersüchtige Natur meist tötet, was eitle Neugierde und unzeitiges Geschwätz entweiht haben. Hab Achtung vor dem Geheimnis in dir und dränge die Zeit nicht. Selbst am glücklichen Tage des Gebärens bleibe weise und rufe keine Zeugen herbei, wie es Königinnen zu tun pflegen, sondern laß es aufbrechen und entknospen, einer Alpenrose gleich in der Einsamkeit und im Angesicht Gottes.

(Schluß mit Bildnissen folgt).

Aphoristisches.

Aeußere Würde wird oft mit innerer Freiheit bezahlt.

Selbstbeherrschung ist die edelste Heuchelei.

Ilse Franke, Freiburg.

□ □ □

Aloys Hugonnet, Morges.

Herbst (Tempera, 1913).
In Berner Privatbesitz.